



Glaubenssachen

Ostersonntag, 31. März 2024, 08.40 Uhr

Das leere Grab
Kleine österliche Theologie der doppelten Verneinung
Von Stephan Lüttich

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Der Ostersonntag ist ein fröhlicher Tag. Festlich soll es zugehen. In den Gottesdiensten von Osternacht und Ostermorgen wird der auferstandene Christus als Sieger über den Tod gefeiert. Als Held des Lebens, der mit strahlendem Licht die Nacht der Sünde erhellt hat. Dieser heiteren Stimmung entspricht ein weitverbreitetes Bild, das den Augenblick der Auferstehung illustriert. Mittelalterliche Buchmalereien und Altartafeln, aber auch später entstandene Ölgemälde und Grabmäler zeigen dieses Motiv. Der triumphierende Christus steigt oder schwebt aus seinem Grab heraus. Sein Körper trägt zwar noch die Wundmale der Kreuzigung, ist aber in prächtige Gewänder gehüllt. Vor allem in späteren Darstellungen geht manchmal auch ein Lichtglanz von ihm aus. Oft ist die rechte Hand zum Segensgestus erhoben, in der linken Hand trägt der Auferstandene eine Kreuzesfahne als Zeichen seines Sieges. In der Umgebung des Grabes sind die Soldaten dargestellt, die das Grab bewachen sollten. Entweder sind sie in tiefen Schlaf gefallen und hocken oder liegen neben dem Sarkophag. Oder sie sind aufgewacht, versuchen sich zu schützen und machen sogar Anstalten, zu fliehen.

Die christliche Antike kannte im Zusammenhang der Auferstehung Christi nur Bilder seines Hinabstiegs in das Reich der Toten, von dem die frühen Glaubensbekenntnisse sprechen. In der Ikone der Anastasis hat sich dieses Motiv der Höllenfahrt bis heute in der orthodoxen Kirchenkunst erhalten.

Das dramatische Bild der Auferstehung mit dem strahlenden Sieger über Sünde und Tod und den ohnmächtigen Wächtern, die entweder schlafen oder vor dem gewaltigen Geschehen zurückweichen, entsteht erst im hohen Mittelalter. In der Folgezeit entwickelt sich dieser Bildtypus aber zu *dem* klassischen Auferstehungsmotiv der abendländischen Kunstgeschichte. Künstler wie Piero della Francesca, Albrecht Dürer, Matthias Grünewald, El Greco, Peter Paul Rubens oder Johann Heinrich Wilhelm Tischbein übersetzen das Motiv in ihre jeweilige Bildsprache.

Die Erfolgsgeschichte dieser Darstellungsform ist verwunderlich. Denn in der Bibel wird man eine Beschreibung dieser Szene vergeblich suchen. Die vier Evangelien berichten nur davon, wie sich Frauen aus dem Kreis der Jüngerinnen und Jünger in der Frühe des Ostermorgens zum Grab des Gekreuzigten begeben:

Und sie kamen zum Grab am ersten Tag der Woche, sehr früh, als die Sonne aufging. Und sie sprachen untereinander: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür? Und sie sahen hin und wurden gewahr, dass der Stein weggewälzt war; denn er war sehr groß. Und sie gingen hinein in das Grab und sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen, der hatte ein langes weißes Gewand an, und sie entsetzten sich. Er aber sprach zu ihnen: Entsetzt euch nicht! Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden, er ist nicht hier. Siehe da die Stätte, wo sie ihn hinlegten.

Das Neue Testament kennt keine Zeugen der eigentlichen Auferstehung. Die biblischen Osterberichte setzen erst später ein. Apokryphe Texte, die Details des nächtlichen Geschehens zu kennen behaupten, wurden von den Christen der ersten Jahrhunderte bewusst nicht in den Kanon der neutestamentlichen Schriften aufgenommen. Das zentrale biblische Bild der Auferstehung ist deshalb das Grab, die

„Stätte, wo sie ihn hinlegten“, und wo der Auferstandene am frühen Morgen nicht mehr zu finden ist. Der Ort von Tod und Trauer ist leer. Ein doppeltes Nichts. Eine doppelte Verneinung: Das eigentlich negativ geprägte Symbol wird in seiner Verlassenheit zum Bild des neuen Lebens, das die Christen erhoffen. Im Gegensatz zu dem kraftvollen mittelalterlichen Bildtypus des auferstehenden Christus ist das leere Grab allerdings ein schwaches und irritierendes Symbol.

Es liegt damit aber ganz auf der Linie der biblischen Ostertheologie. Denn auch die Erscheinungen des Auferstandenen, von denen die Evangelien und andere neutestamentliche Texte berichten, sind davon geprägt, dass Jesus sich einerseits zu erkennen gibt und in teils engen Kontakt mit seinen Jüngern tritt, sich andererseits aber immer wieder unvermittelt ihrer Wahrnehmung entzieht.

Das ist so bei Maria Magdalena, von der das Johannesevangelium berichtet. Kaum hat sie den Unbekannten, der ihr am Grab begegnet, als ihren geliebten Meister erkannt, muss sie sich von ihm das fast barsche „Noli me tangere“ vorhalten lassen: „Rühre mich nicht an!“ Und so ist es auch bei Kleopas und seinem Freund, die ihren seltsamen Weggefährten erst bei der Einkehr im Dorf Emmaus als ihren Herrn identifizieren können:

Und es geschah, als er mit ihnen zu Tisch saß, nahm er das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen.

Ganz ähnlich verlaufen alle österlichen Erscheinungsgeschichten der Evangelien: Die Jüngerinnen und Jünger haben Furcht oder Zweifel, die der Auferstandene zerstreuen kann. Er spricht ihnen Mut zu, lässt sich berühren, ja isst sogar mit ihnen. Aber nie bleibt er längere Zeit – bis er sich schließlich der biblischen Erzählung nach in der Himmelfahrt endgültig ihrer Wahrnehmung entzieht. Auch die Erscheinung vor Paulus, die einzige, von der die Bibel nach der Himmelfahrt berichtet, lässt den Apostel verwirrt und erblindet zurück. Die Theologieprofessorin Margareta Gruber beschreibt die seltsame Ambivalenz der biblischen Auferstehungstheologie so:

Am Beginn der neutestamentlichen Überlieferung steht der krisenhafte Schock eines doppelten Verlustes. Denn Jesus wird zweimal verloren: auf Golgota und in dem Ereignis, das die Christen später Ostern nennen werden. Die verstörenden Elemente in den Begegnungen mit dem Auferstandenen, das Erschrecken, die Flucht, das Nicht-Erkennen und die Sprachlosigkeit spiegeln den Schock dieses zweiten Verlustes, der von allen, die Jesus von Nazareth gekannt hatten, vollzogen werden musste [...]. Was [...] die Begegnung mit dem Auferstandenen einforderte, überstieg das Vorstellbare: Es bedeutete, den, den man zu kennen geglaubt hatte, erneut und noch radikaler verlieren zu müssen. [...]

Die Auferstehung des Gekreuzigten ist alles andere als ein Happy End, sondern eine tiefgreifende Erschütterung, die an die Wurzel des Glaubens und der Existenz der Jünger und Jüngerinnen rührte und sie in einen krisenhaften Dauerzustand versetzte.

Der Auferstandene ist der Gekreuzigte. Er wird nicht an einem strahlenden Leuchten erkannt, das von ihm ausgeht, sondern an seinen Wunden. Der Erscheinende ist der Verschwindende. Der Ostermorgen löscht den Karfreitag nicht einfach aus.

Gottverlassenheit am Kreuz auf der einen, leeres Grab und das sich Entziehen des Auferstandenen auf der anderen Seite zeigen sich als gegensätzliche Pole einer Gegenwart Gottes, die sich allen menschlichen Plausibilitäten entzieht und die den Glauben seiner Jüngerinnen und Jünger voraussetzt und gleichzeitig stärkt.

Das christliche Mittelalter in seiner völligen Übereinstimmung von Kirche und Welt konnte das Fehlen von Augenzeugen in den neutestamentlichen Auferstehungsberichten ignorieren und mit der Erfindung eines neuen Bildmotivs künstlerisch subsumieren. Erst die Religionskritik der Aufklärung wies im 18. Jahrhundert mit Vehemenz auf die Bedeutung dieses Mangels hin und machte das leere Grab zu einem Hauptargument der Bestreitung der Auferstehung Jesu.

Zentral sind in diesem Zusammenhang die Gedanken des Hamburger Orientalisten Hermann Samuel Reimarus. Erst nach seinem Tod veröffentlichte der Dichter Gotthold Ephraim Lessing, der als Bibliothekar des Braunschweiger Herzogs in Wolfenbüttel diente, Auszüge – Fragmente – aus seinem Werk. Nach umfangreichem Bibelstudium war Reimarus zu der Auffassung gelangt, der Glaube an die Auferstehung und damit das Christentum überhaupt basierten auf einem großen Betrug der Jünger Jesu. Sie seien mit ihrer Enttäuschung über seinen Tod nicht fertig geworden und hätten seinen Leichnam aus dem Grab gestohlen, um aus Eigennutz die Legende der Auferstehung in die Welt setzen zu können:

Die Jünger hatten nämlich, solange er noch lebte, auf ein weltlich Reich gehoffet, darin sie mit regieren sollten. Nun war mit seinem Tode alle ihre Hoffnung dahin, wofern sie nicht ein ander System ergriffen; davon denn die Auferstehung Jesu die Grundveste war. Wenn dies System und Factum nur einiger Maaßen möglich und leydlich lassen sollte: so musste das Corpus Delicti mit dem ehesten bey Seite geschafft werden; und dieses musste heimlich in der Nacht geschehen, wenn alle andere Leute schliefen [...]. Denn hätte es noch eine 24 Stunden länger gedauret, so würde der Körper, wegen der zeitigen Verwesung in den heissen Morgenländern, nicht mehr zu handhaben gewesen seyn [...]. Sie haben also die schmeichelnde Absicht, dass sie Stifter einer neuen Sekte werden wollen, deren Grund auf ein Factum ankommt, das sie mit keinem fremden Zeugniß zu erhärten wissen.

Das leere Grab als Beweis für einen welthistorischen Schwindel? Auf die anonyme Veröffentlichung folgte eine mit aller Schärfe geführte Debatte zwischen Lessing und dem Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze, der mit solchen Gedanken nicht ganz zu Unrecht die Basis des christlichen Glaubens in Frage gestellt sah. Diese Auseinandersetzung, in der der theologische Kontrahent letztlich Sieger bleibt, geht als Fragmentenstreit in die Geistesgeschichte ein.

Auch wenn Reimarus mittlerweile als ein Vater der historisch-kritischen Bibelauslegung gilt und Lessing heute viel bekannter ist als Hauptpastor Goeze – die These

von Jüngerbetrug und Leichendiebstahl konnte sich letztlich nicht durchsetzen. Denn die Idee eines von einer kleinen Gruppe eingefädelten Lügenmärchens war keine plausible Erklärung für die enorme Dynamik und Kraft des Urchristentums. Die Verzweiflung über den grausamen Tod des als Messias erhofften Meisters konnte sich innerhalb kürzester Zeit nicht nur bei den engsten Vertrauten Jesu, sondern auch bei vielen anderen Menschen in die Gewissheit wandeln, er sei auf eine neue Weise lebendig. Und schon bald waren viele bereit, in ihrem persönlichen Umfeld für diese nur schwer vermittelbare Überzeugung erhebliche Nachteile, ja sogar Verfolgung und Bedrohung an Leib und Leben in Kauf zu nehmen.

Dennoch bleibt die auffällige Ambivalenz der neutestamentlichen Ostererzählungen. Dennoch bleibt das leere Grab ein schwaches Symbol. Dennoch wird der Glaube an das neue Leben des Auferstandenen nicht als positive Affirmation, sondern in der rhetorischen Figur der doppelten Verneinung formuliert.

Für den 1986 verstorbenen französischen Jesuiten Michel de Certeau liegt hier das Alleinstellungsmerkmal des christlichen Glaubens. Am Anfang des Christentums stehe mit dem Tod Jesu ein radikaler Bruch, der aber zur Grundlage eines ganz neuen Anfangs werden konnte. Das leere Grab habe gerade als Zeichen der unwiederbringlichen Abwesenheit Jesu den Raum zu einem geist-erfüllten Neubeginn mit einer ganz anderen Erfahrung der Gegenwart Gottes ermöglicht.

Diese radikal neue Erfahrung beschreibt Michel de Certeau mit dem Stilmittel der doppelten Verneinung. Er prägt dafür die Formel des „nicht ohne“. Hinter dieser grammatischen Negativität verbirgt sich die leidenschaftliche Hinwendung zu einer letztlich verborgenen Gegenwart Gottes. Beeindruckend formuliert er das in einer Predigt, die er anlässlich einer Gelübdefeier seines Ordens gehalten hat:

[Der Ordensmann] hat ‚etwas‘ entdeckt, was in ihm die Unmöglichkeit stiftet, ohne es zu leben. Diese Entdeckung liegt manchmal verdeckt unter dem Gang des Alltagslebens, ein andermal durchbricht sie die Kette der Tage durch eine plötzliche Stille oder einen unvermuteten Schock. Das ist im Einzelnen nicht wichtig. Die Erfahrung hängt an einem Wort oder an einer Begegnung oder an einer Lektüre, die von anderswo und von einem anderen herkommen und uns dennoch für unseren eigenen Raum öffnen und für uns zu jener Luft werden, ohne die wir nicht mehr atmen können. Öffnung und Verletzung zugleich, lässt sie aus uns ein nicht hintergehbare, anspruchsbewusstes und zugleich bescheidenes Bekenntnis des Glaubens hervorbrechen: „Ohne dich kann ich nicht mehr leben. Ich habe dich nicht, aber ich halte mich an dich. Du bleibst immer der Andere, und du bist mir notwendig, denn das, was ich wirklich bin, geschieht zwischen uns.“

Michel de Certeaus Formel des „nicht ohne“ beschreibt einen Glauben, der sich getragen fühlt, ohne Gott festhalten oder gar festlegen zu wollen – und zu können! Der Auferstandene ist da, auch wenn er sich der Wahrnehmung entzieht.

Im konkreten kirchlichen Leben zeigt sich diese seltsam brüchige Anwesenheit des Auferstandenen im Modus der Abwesenheit zum Beispiel bei der Feier der Sakramente. Wasser, Brot und Wein sind ganz einfache und elementare Dinge unseres täglichen Lebens. Sie sind aus sich heraus nicht geeignet, die tiefen Sehnsüchte unseres menschlichen Daseins zu befriedigen. Aus sich heraus verweisen sie nicht auf Gott. Und auch wenn sie bei Taufe, bei Abendmahl oder Eucharistie mit deutenden Worten verwendet werden, bleiben sie für unsere menschliche Wahrnehmung weiterhin, was sie sind: Wasser, Brot und Wein. Und trotzdem werden diese ganz einfachen Zeichen in der feiernden Gemeinschaft zu lebendigen, leiblich wahrnehmbaren Sinnbildern der Gegenwart des Auferstandenen, der die Sünde der Welt abgewaschen hat und der sich selbst als Brot des Lebens und Kelch des Heiles verschenkt.

Noch mehr Bedeutung kann eine österlich geprägte Theologie der doppelten Verneinung aber für die kirchliche Verkündigung bekommen. Die bloße Wiederholung dogmatischer Kernsätze oder moralischer Ressentiments ist schon an sich ein unangemessener Umgang mit den vielschichtigen Dimensionen des christlichen Glaubens und Lebens. Aber das gilt umso mehr in einer Zeit, in der eine selbstverständliche Präsenz des Christentums in der Öffentlichkeit immer weiter abnimmt und die gesellschaftliche Akzeptanz kirchlicher Verlautbarungen mitnichten als gegeben vorausgesetzt werden kann. Eine von der schwachen biblischen Osterbotschaft inspirierte kirchliche Verkündigung müsste einüben, die Entfremdungen zwischen Kirche und Gesellschaft ernst zu nehmen und den biographischen Brüchen und dem individuellen Schicksal von Menschen gerecht zu werden.

Statt fertige Antworten auf Fragen zu geben, die niemand mehr stellen will, könnte eine demütige Verkündigung sich eher darin versuchen, selbst vorsichtige Fragen zu formulieren. Statt Wahrheiten zu behaupten, an die niemand mehr glauben will, könnten Repräsentantinnen und Repräsentanten der christlichen Kirchen lernen, die Zeitgenossen an die Schätze der jahrhundertealten Tradition zu erinnern, ohne traditionalistisch eine bestimmte Weise, das Christentum zu verstehen, als allein-seligmachend vorzuschreiben. Sie könnten sich vornehmen, den Reichtum der unterschiedlichen Konfessionen, der viel-schichtigen Formen im Gottesdienst, im Denken, in den kulturellen Ausprägungen und natürlich im Alltag der Christinnen und Christen wahrzunehmen und wertzuschätzen. Und einer glaubensfremden Gesellschaft, die vielleicht doch noch eine Ahnung davon hat, dass sie sich selbst nicht retten kann, als Möglichkeit der Lebensdeutung und -gestaltung vorzuschlagen.

Auch für das persönliche Leben von Christinnen und Christen könnte das Bewusstsein um die immer nur fragile Anwesenheit des Auferstandenen eine wichtige Rolle spielen: für die einzelne, die an ihrem Glauben verzweifelt, weil Gottes Gegenwart angesichts der weltweiten Konflikte und des Leidens so vieler Unschuldiger nicht spürbar scheint; für den einzelnen, dem sein selbstverständlicher, von Erfahrungen der Kindheit geprägter Glaube mit den Verwicklungen und Abwegen der eigenen Biographie abhandengekommen ist. Denn das Gefühl der Abwesenheit Gottes bedeutet nicht, dass er nicht da ist. Im Gegenteil: Die biblischen Ostergeschichten erzählen immer

wieder vom Zweifel und von der Angst der Jüngerinnen und Jünger, denen der Auferstandene mit seiner Nähe begegnet – und dann verschwindet, um in einer neuen, ganz anderen Weise gegenwärtig zu bleiben. Das kann ein Trost sein für Menschen, die unter den widrigen Bedingungen der Gegenwart versuchen, am Christentum festzuhalten.

Das starke Bildmotiv des auferstehenden Christus in der abendländischen Kunstgeschichte verliert damit nicht seine Bedeutung. Denn Ostern bleibt ein unvergleichbarer Neuanfang in der Geschichte Gottes mit den Menschen.

Gleichwohl: Das eigentliche biblische Zeichen der Auferstehung ist das leere Grab: ein schwaches Symbol. Einen Beweis für die Auferstehung gibt es so wenig wie für die Existenz Gottes überhaupt. Aber ein schwacher Glaube, der sich dieser Fragilität bewusst bleibt, könnte dazu beitragen, dass auch Menschen, die sich dem Christentum nicht mehr verbunden fühlen, eine neue Schwäche für den Glauben entdecken.

Der 2017 verstorbene Schweizer Dichter-Pfarrer Kurt Marti hat in seinem Gedicht „das leere grab“ die enorme Kraft dieses schwachen Symbols der doppelten Verneinung in berührende Worte gefasst:

*ein grab greift
tiefer
als die gräber
gruben*

*denn ungeheuer
ist der vorsprung tod*

*am tiefsten
greift
das grab das selbst
den tod begrub*

*denn ungeheuer
ist der vorsprung leben*

* * *

Zum Autor:

Stephan Lüttich, promovierter Theologe; Leiter der Abteilung „Förderungen/Klöster und Stifte der Klosterkammer Hannover